

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1950**

7 (1.4.1950)

# FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1. April 1950

4. Jahrgang / Nr. 7

## HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

### Nachfolge

#### Zur Einführung der Neukonfirmierten

#### Christenlehr-Entwurf. Plan C/I/1

#### Der Ruf.

„Folge mir nach!“ war das Wort Jesu gewesen zu Simon und Andreas, die im Begriffe waren, ihre Netze auszuwerfen, und zu Jakobus und Johannes, die am Strand mit dem Netzflicken beschäftigt waren, und zu Levi, den er sah „am Zoll sitzen“ (Mark. 1, 16 ff.; 2, 13 ff.), wie zu jenem Namenlosen, der mit der Beerdigung seines Vaters beschäftigt war (Luk. 9, 59 f.). Dies „Nachfolgen“, zu dem Jesus unablässig rief (vgl. Matth. 10, 38; 16, 24), dürfen wir nicht für eine Absonderlichkeit jener Zeit halten (wie so manche Farbendrucke den Christus und die ihm durch die Weizenfelder nachfolgenden Jünger zeigen), sondern Christus ruft dazu heute noch.

Und was antworten wir? Mit dem Berliner Stadtkommandanten von 1806: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Laß mich in Ruhe!?

Nachfolger sind wir auf alle Fälle.

Fragt sich nur, wem! — Gedat fährt im „Buick“ an einem lachend schönen Morgen aus den Toren Bagdads. 800 km geht es durch die Wüste. Man fährt hier nicht auf Wegen, sondern der Spur des letzten Wagens nach. „Jeder hinterläßt Spuren in dem festen Sand, und es gilt, sich daran zu hängen und sie mit aller Zähigkeit zu verfolgen. „Wie im Leben“, sage ich mir... Und es ist hier wie im Leben, daß solche Spuren nur zu oft in die Irre gehen, irgendwann und irgendwo einmal aufhören. Und was kommt dann? Stand nicht gestern in der Zeitung: „Drei französische Offiziere sind bei einer Fahrt durch die syrische Wüste vom Weg abgekommen und elend verdurstet. Sie fuhrten, bis der letzte Tropfen Brennstoff verbraucht war, dann blieb der eine der drei Herren beim Auto, während die beiden andern den Weg zu finden versuchten. Den einen fand man verdurstet beim Wagen mit einem Abschiedsbrief

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: C/I/1 — Handr. f. d. Predigt: So. Quasimodogeniti, So. Misericordias Domini — Aussprache: Zur Frage der Kliniktaufe — Buchbesprechung.

in der erkalteten Hand. Die Leichen der beiden andern konnten nicht geborgen werden . . .!“ Man lese nun selber in Gedats Bericht „SOS, wir verrecken!“, wie der Regen aufkommt („Er kommt selten, sehr selten, Wüstenregen, aber wenn er kommt, dann kommt er richtig. Bald rast das Wasser in Strömen über uns hin. Draußen ist stockfinstere Nacht. Unsere beiden großen Lichter versuchen, sich ins Dunkel zu fressen und können es nicht. ‚Die Spur!‘ geht es mir plötzlich durch den Sinn. Wir haben die Spur verloren. Der Araber fährt hin und her. Endlich hat er sie wieder. Wir alle atmen auf.“), wie schließlich in einer Senke der Motor versagt und nicht wieder anzukurbeln ist, weil die Antriebswelle gebrochen ist. Wie die Verzweiflung kommt, die Wut auf den Fahrer sich Luft macht, ein Flugzeug zur großen Enttäuschung wird und sie schließlich am dritten Tage gefunden werden: „Ich weiß jetzt, wozu wir stecken bleiben mußten . . . damit wir erkennen, es gibt nur einen Weg, nur ein Ziel: Christus, der Herr.“

Nachfolger sind wir alle. Fragt sich nur, wem! Jungen vergöttern gern einen Sporthelden, einen Gangster aus den 20-Pfennig-Heften, eine Karl-May-Figur. Gefährlicher wird es mit den älteren Lehrbuben oder irgendwelchen Kameraden. Mütter klagen oft: „Er macht alles dem N. N. nach!“ Suggestive, verwandelnde Kraft dieser „Vorbilder“, zu deren Kopien man sich willig macht. — Es kann auch der „väterliche Wandel“ sein (von dem das NT. nicht viel zu halten scheint, 1. Petr. 1, 18!), der Familienegoismus, die Familiendummheit.

In einem unheimlichen Maße sind wir dem „Man“ verfallen: dem, was „man tut, trägt, meint“. (Keine Frau kann es wagen, im Kostüm von 1900 auf der Straße zu erscheinen!) Diese Bereitschaft, sich anzugleichen, ist der Nährboden der Diktaturen, denn sie besteht auch im Geistigen. Wir beziehen, was Gewissensentscheidung sein soll, gleich fertig von den drei Hauptlieferanten: Presse, Radio, Kino. — Wird aber die Masse, der „Herr Omnes“, dem nachzufolgen wir so fraglos bereit sind, uns recht führen? Das ist die große Frage. Mutet der Bericht des „Sonntagsblatt“ (4/1950 S. 6 „Die Elefanten laufen“) nicht an wie eine Manfred-Kybersche Tiergeschichte: in usum hominis. erzählt: Die Elefantenherde zieht ruhig ihre Bahn, bis sie auf einmal das nie gehörte Geräusch dreier Flugzeuge hört. „Erregt schütteln die Elefanten die Ohren. Sie schließen sich eng zusammen, eine wogende Masse. Sie werfen die Säulenbeine, schlagen die Erde. Das Dröhnen wird lauter. Ohnmächtig werfen sie die Rüssel, trompeten dagegen. Die Trommelfelle vibrieren stärker. Als Antwort schleudert der Körper die Beine schneller. Furcht überklebt die Augen rot. Bewegung! Bäume werden niedergerannt. Stoßzähne ritzen die Haut. Elefantenkälber werden umgestoßen. Runde Fußflächen trampeln in liegende Leiber. Die Masse stürmt. Sie gelangen an die Küste. Unten liegt der Ozean. Die vorderen stützen, die Masse schleudert sie über den Rand, rast selber weiter. Die graue Menge wühlt sich in die Wellen.“ Das ist die Perversion der Nachfolge!

Die Nachfolge Christi.

Sie hat ihre Merkmale.

1. Die Klarheit.

Alle andere sog. Nachfolge ist unkontrolliert, getarnt, unbewußt, dumpf, anonym, verderblich. Hier ist Klarheit: „Folge MIR nach!“

Alles ist hellste Klarheit. Auch hat der, der in die Nachfolge ruft, das hellste Wissen um sich selbst. „Niemand kennt den Sohn denn nur der Vater, und niemand kennet den Vater denn nur der Sohn“ (Matth. 11, 27). Der, in dem es Gott gefallen hat, sich uns zu offenbaren, ruft uns. Der Ruf ist die reinste Gnade. Daß Gott uns überhaupt bei sich haben will, ist reinste Barmherzigkeit. Die Christen haben noch nie eine große Ehre für ihren Herrn bedeutet, es sei denn, es habe ihm gefallen, sich in ihnen zu verherrlichen.

Die Stunde, da Gott in Christus ruft, ist deshalb die größte Stunde unseres Lebens. Und sei sie äußerlich ganz unscheinbar — wie eine „Bibelstunde“. Merk auf, wenn Jesus an deiner „Zollschranke“ vorübergeht! Es sei dir ein Stolz, IHM und nur IHM zu folgen, wie es der Stolz des Christophorus war, nur dem Größten zu dienen (darum zuerst dem König, dann dem Teufel, schließlich — dem Kinde von Bethlehem). Tu es in der Dankbarkeit, zu der Zinzendorf vor dem Bild des Gekreuzigten in der Düsseldorfer Galerie bewegt ward: „Das tat ich für dich — was tust du für mich?“

## 2. Die Lebendigkeit.

Wir folgen keiner Idee, keinem Begriff, keiner „Religion“, keinem „Christentum“, keinem Dogma, sondern einem Lebendigen. Das Gebet und das Bibellesen werden tatsächlich zum abenteuerlichen Befehlsempfang. Dem einen kann Er sagen, dem Abgehetzten: „Ruhe!“, dem Schläfrigen: „Wach auf!“ Mathilde Wrede wird diesen lebendigen Umgang gekannt haben, wenn sie auf ihren Grabstein setzen ließ „Leib-eigene Christi!“ Nur die Lebendigkeit der Nachfolge vertreibt die 7. Todsünde des Mittelalters, die „Langeweile“ am Leben, die *acedia*.

## 3. Die Ganzheit.

Wie fein und schlicht umschreibt das Wort „Nachfolge“ die Ganzheit des Gehorsams. Folge ich einem nach — als Detektiv! —, dann suchen ihn meine Augen angestrengt und jede seiner Bewegungen bestimmt sofort meinen Gang, Tempo, Richtung, Ziel. — Gründonnerstag ist keine Imitation (wie wenn der habsburgische Kaiser am Gründonnerstag 12 Bettlern die Füße wusch), sondern ein Gehorchen in den Umständen des 20. Jahrhunderts und meines Lebens (als Sohn, als Lehrbub, als Sportler, als heranreifender Mensch). Kein Gebiet darf ausgeklammert werden (das „Geschäft“, die Politik, die Freundschaft, das Briefmarkensammeln etc.). Die alltäglichen und die großen Dinge werden unter das Szepter Christi getan.

## 4. Das Kreuz.

Es erfolgt eine seltsame Abschattung des Schicksals Christi auf den Nachfolgenden. Die Stigmata Christi treten auf (Gal. 6, 17). Nicht katholisch im Sinne der Theresen von Konnersreuth, sondern evangelisch — im Sinne Dietrich Bonhoeffers (der ein Buch über die „Nachfolge“ schreibt, eine glänzende Begabung dem Predigerberuf „opfert“, die Londoner Pfarrei aufgibt, um ein illegales Predigerseminar zu übernehmen, inhaftiert und am 9. 4. 45 in Flossenbürg erschossen wird). Wird Christus verlacht, so auch der Nachfolgende usw. Der Ruf Christi verschweigt es nicht: „Will mir jemand nachfolgen, der nehme sein Kreuz auf sich . . .!“ Sind wir bereit?

### 5. Die Kraft der Auferstehung.

Gerade im Kreuz offenbart Christus seine Gegenwart und Herrlichkeit. Der zerschlagene Paulus (2. Kor. 11, 23 ff.) wird geradezu begierig danach nach diesen Erfahrungen (Phil. 3, 10; vgl. die Erlebnisse im baltischen Mordkeller bei E. Bernewitz, Die Entrückten). Die Nachfolger sind die Segensträger und Zielgewissen! Rudolf Böisinger.

## HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

Sonntag Quasimodogeniti: Johannes 20, 24—29

### Jesus überwindet die Zweifler

Der erste Sonntag nach Ostern war in der alten Kirche den Neugetauften gewidmet. Sie trugen bis zu diesem Tage das weiße Gewand, mit dem sie bei der Taufe in der Osternacht bekleidet wurden. Die Gemeinde begrüßte sie im Gottesdienst mit dem Ruf „Quasi modo geniti“. Es ist merkwürdig, daß über diesen Tag diese Perikope von Thomas, dem Zweifler, steht. Soll vielleicht diese Schar der jungen Christen von allem Anfang an darauf hingewiesen werden: Ihr seid dem Übergeben worden, der auch den Zweifler überwunden hat. Der Zweifel ist eine der gefährlichsten Anfechtungen, die zwar nicht jeden Menschen bedroht, aber für manches Herz zur ernsten Gefahr wird. Auch der Getaufte, dessen Herz zum Zweifel neigt, wird sich je und je dieser Gefahr erwehren müssen. Doch er möge wissen, daß der Herr auch einen Zweifler durchzubringen weiß.

Der Schwerpunkt dieser Perikope liegt nicht im Zweifel des Thomas, auch nicht in seinem Bekenntnis, sondern in der Überwindung des Zweiflers durch den Herrn.

Das schließt nicht aus, daß auf den Zweifler Thomas einzugehen ist. Thomas war mehr als die andern Jünger dem Zweifel unterworfen (Joh. 11, 16 und 14, 15). Thielicke zeigt auf Grund dieser Stellen in einem „Kleinen Traktat über den Zweifel“ (Pastoralblätter 1950, Seite 13—23), daß es sich bei Thomas um einen „echten Zweifel“ handelt im Unterschied zum unechten. Der unechte Zweifel ist verlogen und blasiert, disputiert unverbindlich und will „sich nur aus der Affaire herausziehen“. Das Besondere an Thomas ist, daß er sich eben nicht aus der Affaire ziehen wollte. Er ging ja nicht von Jesus weg. Er suchte keinen Ersatz für Ihn. „Er wollte die hoffnungslos verlorene Chance seines Lebens an die verlorene Chance dieses Nazareners binden. Er war nicht nur bereit zu sterben, sondern mitzusterben. Wenn ich aber mit einem andern bereit bin zu sterben, dann übergebe ich mich ihm ja bis ins Letzte, dann wage ich meine ganze Existenz an ihn. Und seht, eben das tut Thomas hier. Darum war es eine gesegnete Hoffnungslosigkeit.“ Eines hat der Zweifel in Thomas nicht zu zerstören vermocht: Die Liebe zu seinem Herrn. Wenn er auch nichts mehr erhoffen konnte, wenn alles, worauf sie gewartet hatten, wie ein Traum verfliegen war, eines blieb ihm, ihn bis zuletzt zu lieben.

Diese Liebe war es auch, die die Verbindung zu den andern Jüngern aufrecht erhalten und ihn zu ihnen hingezogen hatte.

Das Verlangen, das Thomas stellte (Vers 25), fällt übrigens nicht so sehr aus dem Rahmen der andern Jünger heraus, „Thomas hat keinen andern Beweis verlangt, als Jesus ihn den andern freiwillig dargeboten hat“ (Bultmann, Das Johannes-Evangelium, Seite 539). Die andern Jünger wurden erst durch das leere Grab (Johannes), durch das Brotbrechen des Herrn (die Emmausjünger), durch die Erscheinung des Herrn (die zehn) zum Glauben an den Auferstandenen gebracht. Den mündlichen Berichten der Frauen hatten diese auch nicht geglaubt.

Es ist nun eine großartige Sache, wie der Herr diesen armen Zweifler Thomas überwindet. Sie läßt sich allerdings auf keine theologische Formel bringen (Thielicke). Jesus geht merkwürdig inkonsequent vor. Er bedeutet zwar dem Thomas selbst, daß der Glaube kein rechter Glaube ist, wenn er sehen und erfahren will. Aber Er läßt den Thomas sehen und fühlen.

Zunächst fällt auf, daß Jesus dieselben Formulierungen benützt, die Thomas in seinem Verlangen brauchte. Er antwortet mit der ganzen Umständlichkeit, mit der Thomas glaubte seinem Zweifel begegnen zu müssen. Jesus hat also als der Unsichtbare und Gegenwärtige mitgehört und nimmt sich nun in ganz individueller Weise dieses Jüngers an. Er zürnt ihm nicht, um seines Haderns willen, sondern geht ganz auf ihn ein. Auch nach seiner Auferstehung treibt Jesus dasselbe Anliegen, weshalb Er Mensch geworden ist: den Menschen in seiner Tiefe aufzusuchen und abzuholen. „Seine Bewegung geht immer nach unten. Und so läßt Er sich denn auch hier noch einmal herab, geht noch ein Stücklein tiefer, nicht nur bis zur Höhe des menschlichen Herzens, sondern sogar bis zu den Fingerspitzen“ (Thielicke). Thomas muß handgreifliche Beweise haben, bevor er glauben kann, und der Herr erkennt seine Not und kommt ihm entgegen.

Aus dem Text läßt sich nicht erheben, ob Thomas der Aufforderung des Herrn nachgekommen ist, der sich wörtlich seinen Wünschen gefügt hat. Angesichts der Erscheinung des Herrn sind sie auch hinfällig geworden. Wenn Gott antwortet, ist es immer mehr und größer, als wir mit unsern kühnsten Hoffnungen zu erwarten vermögen. „Du tust doch über Bitten und Verstehn!“

Da gibt es denn auch kein anderes Verhalten, als das des Thomas: „Er antwortete und sprach: Mein Herr und mein Gott!“ Dieses Bekenntnis zeigt noch einmal, um was für einen Zweifel es sich bei Thomas gehandelt hat. Hätte er aus Gefallen am Zweifel gezweifelt, um sich aus der Affäre zu ziehen, hätte er sich zwar geschlagen geben müssen, aber er hätte einen andern Ausweg gefunden, um in seinem Zweifel zu bleiben. Daß er sagt: „Mein Herr . . .“ weist darauf hin, daß er innerlich überwunden ist und dadurch auch von seinem Zweifel befreit wurde. Es ist das Messiasbekenntnis, das nicht mehr überboten werden kann. Darin sind alle Erwartungen in Erfüllung gegangen.

In der Antwort des Herrn an Thomas: „Dieweil du mich gesehen hast, Thomas, so glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!“ liegt der Skopus dieser Perikope. Soll diese Antwort nun nur als eine Mahnung aufgefaßt werden, daß es dem Thomas als dem Letzten

vergönnt gewesen sei, auf einem Umwege über das Sehen zum Glauben zu kommen? In Zukunft gibt es das nicht mehr? Es muß jetzt jeder ohne diese Hilfestellung zum Glauben kommen?

Gewiß darf diese Mahnung dieser letzten Seligpreisung des Herrn nicht abgeschwächt werden. Sie will uns davor bewahren, daß wir unsern Glauben nicht auf fromme Gefühle und Empfindungen bauen, sondern ihn allein auf das Wort gründen. Es hieße aber die frohe Botschaft dieser Perikope völlig mißachtet haben, wenn dem Zweifler als ultima ratio dieser Spruch zugerufen würde; Jesus hat das gerade nicht getan. Er hat ihn zuerst sehen lassen und dann hat Er ihm diese Mahnung mitgegeben.

Wir können allerdings aus dieser Geschichte auch nicht den Schluß ziehen, daß der Herr jedem Zweifler so begegnen wird, wie Er dem Thomas begegnet ist. Sie läßt uns ja gerade das andere erkennen, daß Er auf die Eigenart des Einzelnen eingeht. Die tröstliche Botschaft dieser Geschichte ist daher diese, daß Jesus den im Zweifel gefangenen Jünger überwindet, indem Er sich ihm als der Gegenwärtige und Lebendige zu erkennen gibt. Dazu hat Er tausend Möglichkeiten.

Es darf dabei nicht übersehen werden, daß diese tröstliche Verheißung dem Jünger Jesu gilt, d. h. dem Menschen, der sich Jesus verbunden und Ihn nicht um anderer Größen willen aufgegeben hat.

Es sei noch auf die Bedeutung der Gemeinde hingewiesen; denn sie ist in dieser Geschichte nicht gering. Sie ist der Ort, in der sich diese Begegnung abgespielt hat. Daraus erwächst ihr eine Mahnung und eine Verheißung.

Die Mahnung: Die Zweifler nicht fallen zu lassen, auch wenn sie schwer an ihnen trägt und sie als Hemmschuh empfindet. Jesus kümmert sich um sie.

Die Verheißung: Ihre Geduld, mit der sie die Zweifler trägt, läßt sie die köstliche Erfahrung einer neuen Offenbarung des Herrn machen.

Vorschläge für Lieder: 137, 1—3; 133, 1; 134, 1—2; 126, 4; 124, 5.

Karl Conradi.

#### Sonntag Misericordias Domini: Joh. 10, 12—16

Haben wir ein ursprüngliches Herrenwort hier vor uns oder ein Stück Liturgie der ersten Christengemeinde? Können wir sagen: beides, dann hören wir hier den Ruf des Herrn und die Antwort der Gemeinde in einem. Der Herr tritt vor seine Gemeinde als der Überwinder und Sieger über den Tod, die Gemeinde erkennt ihn an als ihren Herrn.

Er ist der gute Hirte, die Seinen sind geborgen. Er gibt sein Leben, die Seinen sind durch seine Liebe erlöst. Er kennt die Seinen und sie kennen ihn. Er führt die Seinen aus aller Welt zusammen, seine Gemeinde ist geeint unter seinem Hirtenstab. Ps. 79, 13: Wir aber, dein Volk und Schafe deiner Weide, werden dir danken ewiglich und verkündigen deinen Ruhm für und für.

Das Bild des Hirten liegt in der Landschaft Palästinas nahe und ist durch das Alte Testament vorgezeichnet. Die Arbeit eines Hirten war den Hörern Jesu vertraut. Sie haben damals im jüdischen Bergland gewiß ein anderes Hirtenbild gehabt, als wir es heute in den Ebenen des Rheintales sehen. Männlichkeit und Kampf gehörten einst

zum Hirtenberuf. So ist der Weg zum Verständnis des sich opfernden Hirten offen. Einem heutigen Schäfer wird der Gedanke des Sein-Lebens-Lassens für seine Schafe fremd sein.

Vor allem aber ist das Bild des Hirten alttestamentlich. Psalmen und Propheten, ja schon Mose kennen es. Israel betet beim Segen über Joseph (Gen. 48, 15) zu dem Gott, der sein Hirte gewesen ist sein Leben lang. Psalm 23 und Psalm 80, 2 ist Gott der Herr der Hirte Israels. Er ist der gute Hirte. Wenn er kommen wird, (Jes. 40, 11) wird er seine Herde weiden wie ein Hirte.

Hirten werden Jer. 23 und Hes. 34 auch die Führer des Gottesvolkes genannt. Aber sie versagen. Sie sind Mietlinge ohne Liebe, dafür aber voller Eigenliebe. Sie zerstreuen die Herde Gottes. Das Gericht verkünden die Propheten über diese Hirten. Ein guter Hirte wird von Jeremia und Hesekiel vorausgesagt. Gott wird einen erwecken, „der wird sie weiden und soll ihr Hirte sein“ (Hes. 34, 23 b).

Wie verständlich muß Jesu Wort: „Ich bin der gute Hirte“ den Menschen, zu welchen er sprach, gewesen sein, da sie ja in einem Lande vieler Herden lebten und geistig in diesen Weissagungen des Alten Bundes zuhause waren. Jesu Bildrede ist voll liebevoller seelsorgerlicher Anschaulichkeit und zugleich eingefügt in den Heilsplan Gottes, wie er in Gesetz und Propheten dem Frommen bekannt war.

Beim Glied unserer heutigen Predigtgemeinden sind diese Voraussetzungen des Verständnisses nur noch beschränkt vorhanden. Eine Landgemeinde mag wissen, welch ein verzweifelt trostloses Bild eine hirtenlose Herde bietet. Sie mag das Elend eines versprengten Schäfleins schon mit eigenen Augen gesehen haben, sich auch das Zittern der Tiere vorstellen können, wenn ein Wolf unversehens in die Herde eingebrochen ist. Einer Stadtgemeinde müßte das erzählt werden. Die andere Voraussetzung, die Bekanntschaft mit dem Alten Testament, erschöpft sich bei vielen wohl in einer Erinnerung an den 23. Psalm. Immerhin ist diese Erinnerung ein wertvoller Beitrag zum Verständnis unseres Textes. Denn der gute Hirte ist eben der Herr, der Hirte, welchen Gott selbst erwecken will.

Jesus bekennt sich also auch in diesem Wort von sich selbst als Gottessohn und Messias, den der Vater kennt. So tritt er vor seine Gemeinde, die er bis in den Tod liebt, die er weidet und sammelt.

Wird die Gemeinde die Stimme ihres Hirten vernehmen? Gewiß. Doch wie der Hirte darauf achtet, daß er das geeignete Futter seinen Schafen anbietet, so muß der Prediger im Dienst des guten Hirten um die rechte Veranschaulichung und Verdeutlichung ringen. In den Herzen unserer Zeitgenossen klingt beim letzten Vers wohl am ehesten eine Saite an. Eine Herde und ein Hirte. Welcher Christ litte im Heiligen Jahr nicht unter der Spaltung der Konfessionen, wem wären die immer neuen Sekten und Denominationen nicht ein ernstes Ärgernis? Hier ist ein Weg zur Einheit aufgezeigt: Einheit durch den einen Herrn. Er sammelt seine Gemeinde aus aller Welt. Wie begegnen wir also der Zertrennung in der Christenheit? Durch Hinwendung zum guten Hirten, durch Hören auf seinen Ruf.

Hören kann nur der, welchen ein Ruf getroffen hat. An einer anderen Stelle trifft unser Evangelium den modernen Menschen: an seiner

Enttäuschung über Mietlinge und an seiner Angst vor dem Wolf. Der moderne Mensch ist ein zitterndes Schaf. Nicht erst die Wasserstoffatombombe hat ihn dazu gemacht. Die Gefahr der Arbeitslosigkeit, die Gefahr eines Krieges, die Angst vor dem Alleinsein, vor dem Verlorensein in der Welt, wie ein Schaf, das der Wolf von seiner Herde losgerissen hat, ist uns Heutigen bekannt. Hier könnte eine Predigt über diesen Text wohl auch einsetzen. Da werden unsere Hörer angesprochen. Nicht nur die in Stalingrad gekämpft haben, wissen, wie furchtbar es ist, wenn die gemieteten Führer fliehen. Es sind Menschen, denen wir nicht gehören. Wir gehören einem andern. Das Evangelium darf bezeugt werden.

Vor Jahren hatte ich einen Hörer unter der Kanzel, der sich nach der Predigt bitter beklagte. Er war mit dem Text nicht einverstanden und hätte sich einen anderen gewünscht. Er war Offizier und hieß Mietling. Ich versuchte ihn zu beruhigen. Es sei der vorgeschriebene Text. Aber schließlich heiße er ja nur Mietling, das sage noch nicht, daß er auch einer sei.

Wir heißen nicht Mietling. Sind wir Mietlinge? Unser Text ist eine sehr ernste Predigt für alle Pfarrer und Prediger. Brüder aus der Ostzone erzählen, wie furchtbar es auf Gemeinden wirke, wenn ihre Hirten fliehen. Da bleibt nicht nur Arbeit ungetan, sondern Vertrauen zum guten Hirten wird zerstört. Wir können über diesen Text nicht mit schönen Worten allein predigen. An diesem Text wird unsere Existenz als Predigt gefordert und diese Forderung, die mit gewissen Gradunterschieden immer sichtbar wird, besonders deutlich. Ein Mietling wird über diesen Text schwer predigen können, auch wenn er die wundervollsten Worte fände. Wie kann er ein Sprachrohr des guten Hirten sein? Wer aber mit Furcht und Zittern und täglicher Buße als Hirte dem guten Hirten dienen will, darf den Ruf den Menschen in der Angst weitergeben.

Wir haben Jesus, den guten Hirten. Bei den Seinen, die ihn kennen, ist die Angst vor dem Wolf, der Bedrohung des Lebens, überwunden. Er spricht: seid getrost. Wir sind geborgen, haben Frieden in des Hirten Arm und Schoß.

Wir haben Jesus, der sein Leben für uns gab. Der Wolf kann uns nichts anhaben. Der gute Hirte wirft sich an unserer Statt ihm entgegen. Die Sünde, der Tod, Schuld und Schicksal sind ihrer Macht über uns beraubt. Der gute Hirte hat alle Macht in seinen Händen.

Wir haben Jesus, der uns kennt. Wie vielen Führern sind wir fremd geblieben. Seelsorger sind keine Seelsorger, Hirten keine Hirten, aber Jesus sieht uns ins Herz. Vielleicht erst mit dem Auge, das am Kreuz für uns brach. Wir sind die Seinen, weil uns Gott ihm gegeben hat.

Wir haben Jesus, den Herrn, dem der Vater noch viel mehr Menschen übergeben hat, als nur die Glieder unserer Kirche, Zeit oder Gegend. Es wird eine Herde werden. Das Sehnen wird gestillt werden.

Die Weissagungen des Alten Bundes werden überboten. Wir können nur andeuten. Der Reichtum unseres ganzen Friedens für Zeit und Ewigkeit liegt darin umschlossen, daß der Herr Jesus gesagt hat: Ich bin der gute Hirte.  
L. Simon.

## ZUR AUSSPRACHE

### Zur Frage der Kliniktaufe

In der Handhabung der Kliniktaufen sind erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Kirchenbezirken entstanden. In vielen ländlichen Bezirken ist es gelungen, die Kliniktaufen so gut wie überhaupt abzustellen. In anderen Bezirken, vornehmlich in den Großstädten, stößt die Einschränkung der Kliniktaufen auf ernste Schwierigkeiten.

Es sei deshalb zu dem gesamten Fragenkomplex im folgenden ausführlich Stellung genommen:

1. Die Kirchentaufe, genauer: die Taufe im Gottesdienst, wird als das erstrebenswerte Ziel allgemein anerkannt, weil sie am meisten dem Wesen der Taufe entspricht:

a) Die Taufe ist Eingliederung in den Leib Christi. Der Leib Christi aber vollzieht sein Leben nicht nur in der Gesamtheit der Getauften, in der „Kirche“, sondern auch in der Ortsgemeinde. In der Regel wird gerade in der Ortsgemeinde die Kirche für den einzelnen konkret. Der Versuch, am Leben der Kirche unter bewußter Umgehung der Ortsgemeinde teilzuhaben, ist Schwärmerei. Eingliederung in den Leib Christi ist Eingliederung in die Ortsgemeinde. Darum geschieht die Taufe am besten in der gottesdienstlichen Versammlung der Ortsgemeinde. Wenn von den Verfechtern der Kliniktaufen geltend gemacht wird, daß auch bei der Kliniktaufe oft Gemeinde versammelt sei, so ist diese Klinikgemeinde meist eben nicht die Ortsgemeinde. Gerade die Ortsgemeinde soll durch den Vollzug der Taufe in ihrer Mitte zu wissen bekommen, daß der Täufling nun ihr Glied geworden sei, sie also an ihm eine konkrete Gabe und Aufgabe erhalten habe; und die Eltern sollen wissen, daß die Taufe über die private Sphäre einer Familienangelegenheit hinausgreift und Eltern und Kind in den größeren Zusammenhang der Ortsgemeinde stellt, in einen Zusammenhang ganz bestimmter Menschen und ganz bestimmter Gaben und Aufgaben: bestimmter Gottesdienste zu bestimmten Zeiten, bestimmter Bibelstunden, bestimmten Unterrichts und bestimmter Diakonie und was es sonst an festgesetzten konkreten Funktionen in einer jeden Ortsgemeinde geben mag. Die Kirchenfremdheit vieler Glieder unserer Kirche hat meist damit begonnen, daß man der handgreiflichen Nähe der Ortsgemeinde auswich und sich in eine falsche Innerlichkeit oder blasse und unverbindliche Allgemeinheit flüchtete. Wir können darum gar nicht massiv und konkret genug unsere Gemeindeglieder an ihre Ortsgemeinde binden und zwar gerade schon beim Akt der Aufnahme in diese Gemeinde, bei der Taufe.

b) Solange die Gemeinde einen gottesdienstlichen Raum besitzen darf, konkretisiert sich das Gemeindeleben auch in Bezug auf den Ort, an dem die Gemeinde ihrem Herrn in Wort und Sakrament begegnet. Gewiß ist der Kirchenraum im Grunde belanglos für die Gültigkeit dieser Begegnung und darum auch grundsätzlich belanglos für die Gültigkeit der Taufe. Die Gemeinden aber, welche ihren Kirchenraum durch den Krieg verloren haben oder als Diasporagemeinden sich noch in häßlichen Schulzimmern zusammendrängen müssen, wissen,

welche Hilfe ein solcher Raum dafür bedeutet, daß die gottesdienstliche Begegnung von der Gemeinde gesucht und erfahren wird. Wird die „feierliche“ Sprache des Raumes auch oft nur unbewußt empfunden, gleichgültig ist sie keinesfalls. Es ist wohl auch eine Verachtung der Güte Gottes, der seiner Gemeinde in den Wirren der untergehenden Welt noch einen äußeren Ort des Friedens läßt, wenn der Kirchenraum bei einer kirchlichen Handlung gemieden wird. Ferner ist zu bedenken, daß es eine nicht zu unterschätzende Hilfe bedeutet, wenn die Taufe in derselben Kirche stattfindet, in welcher etwa schon die Eltern und Vorfahren des Täuflings getauft wurden und, wenn Gott will, auch der Täufling später konfirmiert und getraut wird und seine eigenen Kinder zur Taufe bringt. Auch diese Gabe und Verpflichtung einer Sitte weiß der am besten zu schätzen, der sie wie der Flüchtling verloren hat, und wir sollten in der Zeit der Auflösung der Sitte nichts unterlassen, was einer Bewahrung der Sitte dienen könnte. Es ist deshalb durchaus verständlich, daß selbst dann, wenn nur Eltern und Paten bei der Taufe gegenwärtig sind, die Taufe im Kirchenraum der Ortsgemeinde der Kliniktaufe vorgezogen wird.

c) Die Kindertaufe legt der Kirche und besonders den Eltern und Paten eine Verantwortung auf, deren sich die Eltern meist nicht bewußt sind. Der Pfarrer steht nicht selten vor der Gewissensfrage, ob bei der offensichtlich unkirchlichen Haltung der Eltern und Paten die Taufe überhaupt vollzogen werden darf. Unter diesen Umständen erhält der Gang in das Gotteshaus für Eltern und Paten eine besondere Bedeutung. Sie geben damit zu erkennen, daß ihnen die Taufe ihres Kindes den Umstand eines Weges in die Kirche und alles dessen, was damit verbunden sein mag, wert sei. Umgekehrt wird ihnen durch die Zumutung des Kirchganges der Wert der Taufe bewußt gemacht, und in nicht wenigen Fällen ist dieser Kirchgang für die Eltern der erste seit ihrer Trauung.

2. Zur Kliniktaufe ist von daher ein Doppeltes zu sagen, und es gilt dies im wesentlichen auch für die Haustaufe.

a) Gegen die Kliniktaufe spricht all das, was oben für die Kirchentaufe angeführt worden ist. Dabei wird besonders beachtet werden müssen, daß es meist einfach Bequemlichkeit und Unverständnis in kirchlichen Angelegenheiten, nicht selten sogar Aberglauben ist, was die Eltern für die Kliniktaufe eintreten läßt. Wird die Kliniktaufe als Selbstverständlichkeit von der Kirche anerkannt und praktiziert, so leistet sie damit eben diesen Motiven Vorschub und zerstört sich selbst. Es wäre ein falsches Verständnis des Sakraments, wenn diese unkirchlichen Beweggründe übersehen würden.

b) Dennoch wird die Kliniktaufe nicht überhaupt verboten werden dürfen, weil die Gültigkeit der Taufe an den Einsegnungsworten und der Besprengung mit dem Wasser hängt, nicht aber an dem Ort der Handlung. So ist grundsätzlich auch die Kliniktaufe gültig. Die Ordnung einer Kirche darf nicht die geistliche Wirklichkeit einschränken wollen, und das wäre der Fall, wenn die Kliniktaufe überhaupt untersagt würde. Der Unterschied zwischen Kliniktaufe und Kirchentaufe liegt auf einer die Gültigkeit der Taufe nicht berührenden Ebene, und auf dieser Ebene handelt es sich um eine Verschiedenheit des Grades,

mit dem wir dem Wesen der Taufe Rechnung tragen. Dieses Mehr der Entsprechung freilich soll durch die kirchliche Ordnung betont werden, und zwar in der Weise, daß die Kliniktaufe nach Möglichkeit zu Gunsten der Kirchentaufe eingeschränkt wird.

c) Zu dieser grundsätzlichen Überlegung treten praktische Gesichtspunkte: Da die katholische Kirche die Kliniktaufe ausübt, würden bei einer Ablehnung der Kliniktaufe seitens der evangelischen Kirche viele Kinder aus Mischehen katholisch getauft werden, nicht selten gegen den eigentlichen Willen des evangelischen Elternteils. Weiter: Die Liebe verlangt von der Kirche Entgegenkommen, wo immer der Docht noch glimmt und das geknickte Rohr noch nicht abgebrochen ist. Wenn die Verbindung der Eltern mit der Kirche auch nur noch so schwach ist, daß die Eltern eine dunkle Ahnung von der Notwendigkeit der Taufe verspüren, so wird die Kirche doch dankbar dafür sein müssen, daß eine solche Regung überhaupt noch in den Eltern lebt. Diese Regung wird jedoch leicht durch eine Ablehnung der Kliniktaufe wieder im Keime erstickt. Dabei sollte doch die Taufe nicht der Anlaß zum endgültigen Bruch mit der Kirche werden, sondern die Gelegenheit zur Wiederaufnahme und Verfestigung der Beziehungen. Es wird darum dem seelsorgerlichen Feingefühl überlassen bleiben müssen, wann die Versagung einer Kliniktaufe zum Bruch führen würde und wann den Eltern die Kirchentaufe zugemutet werden kann. Auf dem Wege einer Verfügung läßt sich diese Grenze nicht bestimmen. — Wir setzen dabei immer voraus, daß nicht überhaupt kirchenrechtliche Gründe der Taufe entgegenstehen.

3. Steht der Taufe grundsätzlich nichts im Wege, so wird also der Abmeldeschein für eine Kliniktaufe nicht überhaupt verweigert werden können. Wohl aber sollte der Gemeindepfarrer mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln versuchen, die Eltern zur Kirchentaufe zu bewegen. Wir legen ihm dies als ernste Verpflichtung auf das Gewissen. In Landgemeinden wird man dabei wohl strenger verfahren können, während in Stadtgemeinden ein weiterer Spielraum gelassen werden muß. Es ist Aufgabe der Dekanate, innerhalb ihrer Bezirke eine möglichst einheitliche Haltung der Pfarrämter zu erreichen.

4. Der Erlaß vom 18. 11. 1949 wird nun im neusten Ges.- u. VBlatt dahin ergänzt, daß in allen Fällen die Taufe, gleichgültig wo sie stattfinden soll, bei dem zuständigen Pfarramt anzumelden ist. Damit wird der Akzent von der negativen Fragestellung des Abmeldescheins auf die positive Angelegenheit der Anmeldung verlegt. Es bleibt dann der Verhandlung zwischen Pfarrer und Eltern vorbehalten, ob die Bitte um einen Abmeldeschein überhaupt vorgebracht und dann auch noch befolgt wird.

5. Die Kliniktaufen selbst dürfen auf jeden Fall nur nach Erteilung eines Abmeldescheins vorgenommen werden; Nottaufen sind selbstverständlich ausgenommen.

6. Da eine Ordnung niemals geistliches Leben schaffen, sondern nur bestehendes Leben schützen kann, ist die eigentliche Förderung der Kirchentaufe nicht von einem Verbot der Kliniktaufe zu erwarten, sondern von der Verlebendigung des Gemeindebewußtseins. Die Kirchentaufe ist ein Maßstab für die Lebendigkeit einer Gemeinde. Um das geistliche Verständnis der Gemeindeglieder für die Kirchentaufe zu

wecken, gibt der Evang. Preßverband in Baden ein Merkblatt heraus, welches die Pfarrämter dort bestellen und in den Gemeinden verteilen können.

Die im vorstehenden festgelegte Ordnung bietet also über den Stand vor dem Erlaß vom 29. 5. 1948 hinaus folgende neue Regelung:

- a) Jede Taufe muß beim zuständigen Pfarramt angemeldet werden,
- b) Kliniktaufen dürfen nur auf Grund eines Abmeldescheines vorgenommen werden,
- c) die Kliniktaufen werden bewußt, freilich mit seelsorgerlichen Mitteln, zugunsten der Kirchentaufe zurückgedrängt.

Damit, daß die Kliniktaufe nicht überhaupt verboten wird, sollen nicht die Kirchenbezirke, in welchen die Kliniktaufe bereits zur Ausnahme geworden ist, zum Rückzug aufgefordert werden. Sie sollen vielmehr durch ihr Vorbild die zurückstehenden Nachbarbezirke anspornen, ebenfalls die Kirchentaufe sich zur Regel zu machen. Wohl macht ihnen das Zurückbleiben der Nachbarbezirke es nicht leicht, ihren augenblicklichen Stand zu behaupten. Aber die Vorwärtsbewegung einer Volkskirche geht nun einmal schwerfällig vonstatten und kommt nur so zustande, daß die lebendigen Kräfte mutig vorangehen und sich nicht durch das Zaudern der Masse zurückhalten lassen; es bliebe sonst alles beim alten, ja ginge sogar dahinter zurück. Wichtig ist nur, daß die Verbindung zwischen beiden Teilen nicht abreißt. Und dies zu vermeiden, ist das Anliegen der vorstehenden Ausführungen. Aufs Ganze gesehen sind die Schwierigkeiten der vorgepreschten Bezirke das kleinere Übel im Vergleich zu dem Notstand, der sowohl dann einträte, wenn wir die Kliniktaufe weiterhin widerstandslos hinnähmen, als auch dann, wenn wir sie radikal verböten.

Dr. Heidland.

### Buchbesprechung

Jul. Bodensieck, Prof. D., „Ein brüderliches Wort“. Reden, Predigten und Berichte. Ev. Verlagswerk Stuttgart. 1949. 96 S. DM 2,80.

Bodensieck war, vom amerikanischen Kirchenbund dazu ernannt, 1946 bis 1948 Verbindungsmann zwischen der Militärregierung und den Kirchen. Jetzt ist er als Vertreter der lutherischen Kirche wieder nach Deutschland gekommen. Wir wissen, was er in unseren Nöten uns schon gewesen ist. Wer ihn in seinem Denken und in seiner Einstellung zu unserem Volke näher kennen lernen will, greife zu diesem Büchlein; es ist dazu geeignet. 1894 in Deutschland geboren, ist B. 1910 mit seiner verwitweten Mutter nach Amerika ausgewandert, daher uns nahe. So spürt man auch beim Lesen dieser Reden seine ganze Art und Geistigkeit.

D. Karl Bender.

### Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Pfarrer Rudolf Bö singer (17a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr. 1  
Pfarrer Karl Conradi (17b) Meersburg/Bodensee  
Pfr. Dr. Hans-Wolfgang Heidland (17a) Heidelberg, Heiliggeiststr. 17  
Pfarrer Ludwig Simon (17a) Mannheim, Eggenstraße 6

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein, (17a) Karlsruhe (Baden) Blumenstraße 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart-O — Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Co., Fellbach b. Stuttgart